

Integration als Schicksal

Zur Lage der kleinen Fächer an den ostdeutschen Universitäten gestern und heute

Die „kleinen Fächer“ der Altertumswissenschaft und Orientalistik haben es mit dem Frühen und Fremden zu tun. Ihre Gegenstände liegen so weitab von den Leitgedanken der Gegenwart, daß sie nur mühsam aktualisiert werden können. Zumal wenn fremde Schriften und Sprachen im Spiel sind, bilden diese Disziplinen eine handwerkliche Identität aus, die unter jedem ideologischen Firnis kenntlich bleibt. Zwar mögen einzelne selbst in diesen Bereichen einmal durch modisch formulierte Titel oder anbiedernde Vorworte versuchen, den Schein systemkonformer Relevanz – etwa „Erbeerschließung“ – zu erzeugen. Aber dann müssen sie sich, wo es um die Sache geht, sehr bald den Regeln des Handwerks unterwerfen. Hier zeigt sich, daß Unzeitgemäßheit nicht nur den berüchtigten „Muff von tausend Jahren“, sondern ein Schwimmen gegen den Strom und in einzelnen Fällen sogar eine Art Widerstand bedeuten kann. Die professionelle Identität gegen alle Strategien offizieller Entmutigung durchzuhalten war hier keine Sache „dumpfen Beharrens“, sondern großer persönlicher Initiative. Kein Wunder, daß die „kleinen Fächer“ einem auf Gleichschaltung und propagandistische Verwertbarkeit abzielenden Regime suspekt waren.

Im Zuge der „dritten Hochschulreform“ 1968/69 versuchte man in der DDR, sie aufzulösen oder, wie es in der Sprache der Opfer heißt, „einzustampfen“. Bis auf wenige Reservate in Halle und Berlin wurde ihnen das Recht entzogen, Studenten auszubilden. In einigen Fällen wurden sie aus ihren Räumen gewiesen, verloren ihre Bibliothek. Der Kahlschlag war so radikal, daß einige Jahre später die Regierung einlenkte und 1972 eine „Verordnung zum Schutz der kleinen Fächer“ erließ, um sie vor völligem Verschwinden zu bewahren. Es wurden ihnen eine Minimalausstattung und eine Art Exotenstatus zuerkannt. Sie durften zwar keine eigenen Studenten ausbilden, aber sich in anderen Studiengängen, etwa bei der Ausbildung von Geschichts- und Deutschlehrern, nützlich machen. Dem Rostocker Latinisten wurde eingeräumt, einmal im Semester den Geschichtsstudenten einen Vortrag über Pompeji zu halten. Er zog es vor, Englisch zu unterrichten.

Ohne Studenten verloren die kleinen Fächer ihre Autonomie. Sie wurden größeren Einheiten eingegliedert, an deren Weisungen sie in Forschung und Lehre gebunden waren. „Forschung“ bedeutete Mitwirkung an der Kollektivproduktion propagandistischer Populärprosa, „Lehre“ die Leistung von Hilfsdiensten im Rahmen völlig verschulter Curricula. Die vorgeschriebenen Lehrprogramme machten von vornherein jede Wechselbeziehung von Forschung und Lehre unmöglich. Forschung im eigentlichen Sinne wurde Privatsache, riskant und widerständig wie alle Privatsachen in einem totalitären System. Sie wurde als „isoliertes Interesse an Antiquitäten“ denunziert und nach Kräften behindert.

Das Schicksal der Fächer, die mit den Studenten auch ihre Autonomie verloren, hieß Integration. Im schlimmsten Falle bedeutete es, daß sie in große, ideologisierte Fächer wie Geschichte und Germanistik einverleibt wurden, die von dem exotischen Treibholz an sich rissen, was sie irgend gebrauchen konnten. Bestenfalls hieß es Vergemeinschaftung mit seinesgleichen: so in dem „Komplexinstitut Altertumswissenschaften“ in Jena, wo man vergleichsweise gut davorkam. In Leipzig gingen die traditionsreichen orientalistischen Fächer neben Afrikanistik und Ethnologie in der Sektion „Afrika- und Nahostwissenschaften“ auf, einem jener Regionalinstitute, wie sie in Rostock für Lateinamerika und in Greifswald für Nordeuropa gegründet wurden, vorzugsweise mit politischen und propagandistischen Aufgaben. In Halle entstand die seltsamste Form der Integration. Hier verschmolzen die einzelnen orientalistischen Fächer, ihres harten philologischen Kerns beraubt, zu einem einzigen diffusen Fach „Orientarchäologie“, das Diplom-Orientarchäologen ausbilden durfte und sich mit so disparaten Dingen wie Paläoklimatologie, altägyptischen Siegelamuletten, Buchmalerei und Minderheiten beschäftigte. Allerdings hat sich in diesem merkwürdigen Gemisch auch eine sehr interessante ethno-archäologische Zentralasien-Forschung entwickeln können, die die im Westen nicht gegebenen Möglichkeiten nach Osten hin klug nutzen konnte und der man eine große Zukunft voraussagen möchte. Hier sollte man vermeiden, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Was ist verständlicher, als daß sich diese Fächer erst einmal aus solchen Zwangsvereinnahmen lösen und ihre Autonomie wiedergewinnen wollen? Sie sind personell unterbesetzt, weil in sehr vielen Fällen der zuständige Fachvertreter mangels Parteizugehörigkeit oder entsprechender „Verdienste“ für eine Beförderung über den Status des Oberassistenten oder Dozenten hinaus nicht in Frage kam. Außerdem kommen die meisten Vertreter dieser ausgefallenen Berufe aus Familien, die nicht zur privilegierten Arbeiter- und Bauernschicht gehörten. Hier ist vieles gutzumachen. Wissenschaftler, die als Assistenten oder Dozenten nicht nur ihr Fach, sondern oft auch bedeutende Sammlungen im Ein-Mann-Betrieb über die schweren Zeiten retteten, verdienen es nicht, daß man ihnen jetzt, um „Hausberufungen“ zu vermeiden, einen Ordinarius von auswärts vor die Nase setzt. Sie sind für die internationale Fachwelt unsichtbar geworden, weil sie neben den politisierten Zentralfächern zur Marginalität verurteilt waren.

Nicht nur die Forschungs-, sondern auch die Publikationsmöglichkeiten waren äußerst beschränkt. Sogenannte A- und B-Dissertationen (Promotions- und Habilitationsschriften) wurden in der Regel nicht gedruckt, die angesehenen Akademie-Reihen boten den Universitäten nur be-

schränkt Platz, alle Veröffentlichungen unterlagen dem Genehmigungsverfahren innerhalb der Hierarchie, das einem Assistenten beispielsweise nur einen Aufsatz im Jahr konzedierte. Diese Fächer müssen erst einmal wieder international sichtbar werden und sich von der Unscheinbarkeit erholen, unter der sie im Schatten der politisierten und ideologisierten Zentralbereiche zu leiden hatten.

Die Atrophie und die Unscheinbarkeit der kleinen Fächer stehen im Gegensatz zu der Hypertrophie und dem falschen Glanz der großen Fächer wie Geschichte und Germanistik, von „ML“ (Marxistisch-Leninistische Gesellschaftslehre) ganz zu schweigen, aus deren Schatten oder Umklammerung sie jetzt hervortreten. Diese enorm angeschwollenen Bereiche versuchen durch Umbenennungen diskreditierter Fachrichtungen wenigstens einen Teil ihres Bestandes zu wahren. Da wird dann über Nacht aus einem „Institut für Kultur und Ideologie im Sozialismus“ ein „Institut für Kulturtheorie“. Die Identitätskrise äußert sich in einem Etikettenschwindel, der teilweise groteske Formen annimmt. Das ist nicht das Problem der kleinen Fächer.

Ihre Sorgen sind aber auch nicht die ihrer westlichen Partner. Denn im Westen ist die Situation genau umgekehrt. Hier klagen dieselben Fächer, die im Osten unter Zwangsintegration zu leiden hatten, unter einer „Isolationskrise“ und halten nach sinnvollen Integrationsformen Ausschau. In der Situation, in der sich diese Fächer in der Bundesrepublik nach Jahrzehnten ungestörten Ausbaus befinden, sind solche Programme sinnvoll und notwendig. Die Situation in den östlichen Bundesländern ist aber grundlegend anders. Eine Wissenschaftsplanung, die diesen Unterschied erkennt, kann nur Unheil anrichten.

Nichts wäre wohl unpassender, als diesen Fächern, die Jahrzehnte gewaltsamer Integration durchgemacht haben, das Evangelium der Interdisziplinarität zu predigen. Sie müssen sich erst einmal selbst finden. Interdisziplinarität setzt Disziplinarität voraus, also eigene Bücher, Räume, Studenten, Studiengänge. Die Sehnsucht mancher östlichen Kolleginnen und Kollegen nach individueller Forschung im Rahmen autonomer Institute und Seminare traditioneller Prägung klingt restaurativ bis reaktionär, nach Ordinarienherrlichkeit im Sinne des neunzehnten Jahrhunderts. Sie steht aber vor dem Hintergrund anderer Erfahrungen und ist anders gemeint. Es geht nicht um das Institut als Instrument hierarchischer Ordnung, die alles dem Weisungsmonopol des Ordinarius unterordnet, sondern um das Institut als Element einer segmentären Ordnung, die das Fach von dem Weisungsmonopol des Sektionschefs und der Partei befreit. Der Regenerationsprozeß der „kleinen Fächer“ braucht nicht nur Geld, sondern auch Zeit!

JAN ASSMANN

Der Verfasser ist Professor für Ägyptologie an der Universität Heidelberg.